

Zeitschrift:	Berner Taschenbuch
Herausgeber:	Freunde vaterländischer Geschichte
Band:	16 (1867)
Artikel:	Vier Tage in Athen : einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Zweite Abtheilung
Autor:	Ludwig, Gottfried
Kapitel:	Dritter Tag
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-122043

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vier Tage in Athen *).

Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient,

von

Gottfried Ludwig,

Pfarrer in Diesbach bei Büren.

Dritter Tag.

Der Kerameikos. Das Kloster Daphni. Die Bucht von Salamis und die thriatische Ebene. Eleusis. Die Schenke, die Mysterien, die Ruinen und Antiken, Kostüme. Akademie. Kolonos. Diner. Betrachtungen bei einer Tasse.

So wie wir schon aus den Begräbnissplätzen der Gegenwart höchst interessante Rückschlüsse auf Gesittung und Glaubensstand des betreffenden Ortes thun können — von dem mit hohem Gras und Gestrüpp überwucherten und mit einer Wäsche verhängten Gottesacker einer entlegenen Landgemeinde bis zu Père-Lachaise, auf dem oft die gewaltigsten Monamente mit den unbedeutendsten

*) Die erste Abtheilung dieses Aufsages steht im Jahrgang 1866 des Taschenbuches. Anm. d. Herausgebers.

Namen sich erheben; von dem feierlichen Ernst der Herrenhuter-Friedhöfe durch alle rationalistische Haussackenheit und poetische Neberschwänglichkeit hindurch bis hinab zu jenem bekannten Nürnberger-Epitaph vom zankenden Weib, das der Cicerone mit sichtlicher Freude dem Fremden zeigt; — wie namentlich der Campo Santo zu Pisa mit seiner aus dem heiligen Lande selbst herübergeholt Erde, oder gar die Katakomben Roms mit ihren unbeschreiblich einfachen, aber überwältigenden Inschriften uns in die Grundgedanken, in das Lebensprinzip einer uns schon ferner gerückten Zeit vollständigst hineinversetzen: so ist eine nähere Bekanntschaft mit der Todtenbestattung der alten Kulturvölker nicht nur für den Gelehrten und Alterthumsforscher, sondern überhaupt für jedweden Gebildeten von der größten Wichtigkeit und von den lohnendsten Ergebnissen.

Es kann sich nun freilich hier weder um eine dießfällige Abhandlung im Allgemeinen, nicht einmal um eine spezielle Anwendung davon auf die Griechen und die Athenienser handeln. Es soll sich daraus lediglich das hohe Interesse erklären, das wir — nachdem wir vereinzelte Grabstellen und Sarkophage schon in Menge gesehen — an dem Besuch eines erst neulich ausgegrabenen öffentlichen Begräbnisplatzes des alten Athen hatten.

Auch Mittags den 29. Juni (1864) waren wir nach unserer Gewohnheit schon um 5 Uhr marschfertig. Das war allerdings für mich, der ich von Morpheus in den süßesten und tiefsten Schlaf eingewiegt worden, keine sonderliche Heldenhat; aber mein lieber Freund, der von Wanzen und Mosquitos entsetzlich geplagt, die ganze Nacht im Lehnstuhl zubringen mußte und dann doch stets rüstig und parat war, verdient wohl eine öffentliche

Ghrenmeldung. Der Morgen ist wieder klassisch. Es mag vielleicht für uns Nordländer angenehmer sein, Athen im März oder im April zu besuchen, aber um die Kraft der griechischen Sonne und das Unvergleichliche des griechischen Himmels und das Wundersame der griechischen Luft zu sehen, zu empfinden, mit einem Wort um wirklich im lieben Griechenland der Alten sich wiederzufinden, muß man sich dort im Sommer aufhalten.

Westwärts ziehen wir die stattliche Hermessstraße entlang. Bald sind wir im Freien, und nach wenigen Schritten stehen wir an einem Scheidewege. Hier erhob sich einst das Thor Dipyle, das Doppelthor, das den Zugang zu dem links ablenkenden Weg nach dem Piräus eröffnete, gradaus aber zu der heiligen Straße nach Eleusis führte. Ein kleines Gotteshaus, der heil. Dreifaltigkeit geweiht, krönt jetzt den mäßigen Hügel, der gegen diesen Scheideweg zu abfällt. Ringsum hatten im Laufe der Zeiten die wildesten Stürme gewütet und die kostlichsten Überreste denkwürdiger Tage schonungslos zertrümmt. Hier aber hatte das Heiligtum seine Aegide schirmend ausgebreitet und die Wuth der Zerstörer fern zu halten gewußt. So kam es, daß ein glücklicher Schaufelstich zu den interessantesten, in neuester Zeit zu Athen vorgenommenen Ausgrabungen führen konnte.

Eine ganze Reihe stattlicher Grabmonumente sind auf der linken Seite der alten heiligen Straße bloßgelegt. Sie stehen noch genau an demselben Orte, an dem sie vor Jahrtausenden errichtet worden sind. Unter ihnen ist wirklich dieser und jener berühmte Todte, von dem die Inschrift redet, oder den eine bildliche Darstellung verherrlicht, bestattet worden. Ohne Zweifel ist dieß der äußere Kerameikos (Töpfermarkt), allwo nach den

Berichten der Alten die im Kampfe Gefallenen und sonst Personen höheren Ranges beigesetzt wurden, während in den Werkstätten des innern und eigentlichen Kerameikos jene noch jetzt bewunderten Figuren und Geräthe aus Thon geformt wurden.

Die Griechen erwiesen ihren Todten große Ehre. Ein ehrliches oder gar ein ruhmvolles Begräbniß galt ihnen über Alles. Man braucht nur die Antigone des Sophokles zu lesen, um zu erfahren, welcher Opfer ein Griechenherz fähig war, einem theuren Anverwandten diese letzte Weihe zu erweisen. Aber der heitere Sinn des Griechen konnte sich zu den dumpfen, schauerlichen Grabhöhlen der Aegypter und Hebräer eben so wenig entschließen, wie sein künstlerischer Genius zu den monströsen Pyramiden des Nilthales, an denen die Römer schon mehr Geschmack fanden. Auch über dem Grabe sollte sich der wunderbare Himmel wölben, auch am Grabe noch sollte das Ebenmaß, die Schönheit der Form nicht verletzt werden. Die Gräber sollten Denksteine sein, welche den Vorübergehenden zu den gleichen Thaten der Vaterlands-
liebe und der edlen Gesinnung ermunterten.

Da sind es drei Monumente, ein und derselben Familie angehörend, die zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. In der Mitte ein schlanker, 12 Fuß hoher Stein mit einem Aufsatz von feinster griechischer Arbeit. Die Inschrift lautet:

Agathon, Sohn des Agathokles, von Heraklea.

Sosikrates, Sohn des Agathokles, von Heraklea.

Der eine dieser Brüder, Agathon, hat rechts davon noch sein besonderes Denkmal, während zur Linken das Grab der Frau des Agathon, der Korallion, sich befindet. Das Relief, welches das letztere schmückt, ist von großartiger Wirkung. Auf einem Stuhle sitzt Korallion,

ein Weib von edler Gestalt. Voll Wehmuth blickt sie ihren Gatten Agathon an, der schmerzerfüllt ihr zum letzten Mal die Hand reicht. Im Hintergrund steht eine männliche und eine weibliche Figur, wahrscheinlich der Bruder Sokrates mit seiner Gattin. — Wir haben da eine heilige Familienscene aus dem altgriechischen Leben, wie wir sie schöner, ergreifender nirgends antreffen können.

Auf einem andern Steine, dessen Inschrift mir entgangen, siehst du den finstern Charon mit seinem Nachen einer Gruppe von zwei Männern und zwei Frauen sich nähern, um unerbittlich jemanden aus ihr abzuholen. Doch ich will dich nicht von Denkmal zu Denkmal führen, noch von all' den Ueberresten von Säulen, Vasen, Thier- und Menschengestalten reden, die hier in Masse herumliegen. Nur andeuten will ich, daß man auch hier wieder gar werthvolle Aufschlüsse darüber erhalten kann, wie die Griechen bei der Plastik und Architektur den Farbenschmuck verwendeten. Aber stehen mußt du mir noch einen Augenblick vor einem Grabsteine, den ich nicht genug betrachten und bewundern konnte, ja den ich noch heute fast so lebendig vor mir liegen sehe, wie dazumal. Schon die Inschrift ist höchst interessant:

„Dexileos, des Lysanias Sohn, ein Thoricier,
War geboren als Tisander Archont war,
Starb (unter dem Archonten) Eubolidos,
Einer von den fünf Rittern zu Korinth.“

Nun wissen wir aus Xenophon (Hell. IV, 2), daß ums Jahr 394 v. Chr. die Schlacht von Korinth stattgefunden. Es ist auch bekannt, daß um eben diese Zeit Eubolidos Archont war. Hingegen findet sich ums Jahr 414 v. Chr. wohl ein Archont Pisander, aber nicht Tisander. Es wird nun auf diesen Fund hin vorge-

schlagen, den gebräuchlichen, nur von Diodor Sifulus uns überlieferten Namen Pisander in Tisander zu verwandeln. Dann stimmt Alles gut. Dexileos wäre so nach als zwanzigjähriger Jüngling vor Korinth den Helden Tod gestorben, und sein Monument eines von denen, derer Pausanias (Attika 29, 8) als auf dem Wege nach den Akademien den zu Korinth gefallenen Kriegern errichteter erwähnt.

Und nun die Relief=Arbeit, denn die ist die Haupt=sache.

Der fühne Heldenjüngling ist mitten in seinem Siegeslause dargestellt. Er hat eben einen feindlichen Fußkämpfer niedergerannt. Noch fliegt sein faltenreiches Gewand in den Lüften ob der Windeseile, mit der er hinangebraust. Die Rechte hat er erhoben, um mit der Lanze seinem Gegner den Todesstoß zu geben. Dieser ist ganz unter das wild sich häumende Pferd gerathen. Während sein rechtes Bein schon widerstandslos ausgestreckt ist, sucht er sich, auf's linke Knie gestützt, mit verzweifelter Anstrengung aufzurichten. Mit dem linken Arm lehnt er sich an seinen Schild, mit dem rechten wehrt er, die Stirne schützend, die ihn bedrohenden Vorverbeine des Pferdes von sich ab. Aber er ist verloren! Auf seinem Gesichte ist männliche Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu lesen. Das Ganze ein Meisterstück erschütternder Wahrheit und unübertrefflicher Schönheit! Kein Wunder, daß ein Kenner ausrufen konnte: „Das gehört zu dem Herrlichsten, das je in Griechenland gefunden worden ist!“ Der Zeit nach ist dieses Brachtwerk in das 35. Jahr nach des Perikles Tod zu setzen; ein Umstand, der uns für die Reinheit und Vollendung des Styls schon hinlängliche Bürgschaft leistet.

Unser Morgenspaziergang, wieder reichlich belohnt, war beendigt. Voll Ehrfurcht verließen wir diesen heiligen Boden, in dem manch ein Edler seine letzte irdische Ruhestätte gefunden, und der ein so lautredendes Zeugniß gibt von der hohen Pietät, mit der jenes große Volk seine Todten behandelte. Aber eines Gedankens konnte ich mich dabei doch nicht erwehren. Gerade diese bildlichen Darstellungen, so bewunderungswürdig sie waren, sie sagten mir, daß der griechische Geist, die griechische Kunst das Todesgrauen nicht zu überwinden vermochte, daß sie für den tiefsten Schmerz ohne Linderung war. Und ich mußte mir gestehen, daß ein christliches Grab mit dem einfachen Kreuz, dem Symbol alles Erdenjammers, wie zugleich aller Himmelsseligkeit, für's arme Menschenherz doch ungleich tröstlicher sei, als diese Marmorsteine mit ihren noch so gelungenen Bildern des ungestillten, hoffnungslosen Schmerzes.

Nach dem Frühstück kam der liebe General Hahn zu uns und saß bald mit uns in dem Wagen, der uns nach Eleusis bringen sollte. Der Weg, größtentheils die Richtung der alten heiligen Straße verfolgend, führte uns wieder am Kerameikos vorbei. Beim botanischen Garten wurde dann angehalten und diese ziemlich ordinäre Anlage flüchtig besichtigt. Einst freilich wurden hier zwei edle Pflanzen gezogen, denn da lag Lakiadai, der Geburtsort des Miltiades und Simon. Nun ging's durch den Olivenhain, welchen der Kephissus in mehreren Armen durchschlängelt. Die Landschaft wird öde, traurig. Mageres Land, viel Gerölle, kein Wasser, wenig Bäume. Die Pferde gehen im Schritt, denn die Straße steigt nun ordentlich zwischen den Höhen des Korydallus hinan. Dort hoch oben schaut eine Kapelle gar friedlich

zu Thal, aber der fromme Klausner soll sich noch besser als auf Andachtübungen darauf verstehen, den lauernden Räubern bedeutungsvolle Zeichen zu geben. Hoffentlich hat der elende Schurke uns nicht bemerkt, sonst dürfte auch unser ein ungewünschtes Abenteuer warten. Die Pashhöhe ist erstiegen und in raschem Trabe bald das Kloster Daphni erreicht. Bei der Schenke dort wurden wir von mehreren unheimlichen Burschen bewillkommen und einer scharfen Musterung unterworfen. Ich denke, die Anwesenheit des Generals, der ihnen nicht unbekannt zu sein schien, habe ihnen bedeutet, daß man da nicht so leichten Kaufes bekommen möchte. Wir stiegen aus und machten uns, die zudringlichen Kerle unberücksichtigt lassend, daran, das Kloster oder, besser gesagt, seine ehrwürdige Kirche zu betreten. Schon der Platz ist bedeutsam. Da, oder doch dicht, dabei stand ehedem das Pythion, der berühmte Apollotempel. Doch der hochherzige Lord Elgin hat auch hier sauber genug aufgeräumt und die letzten drei Säulen des alten Heiligtums mit sich fortgeschleppt. Jetzt erinnert nur noch der Name Daphni — Lorbeerbaum — der dem Apollo geweiht war — an das alte Heiligtum. Dennoch fanden sich im Hofraume mehrere antike Säulentrümmer. Die Kirche, in byzantischem Styl erbaut, hat ein hohes Alter und besonders etliche vortreffliche Mosaikbilder in Goldgrund. Am bedeutendsten ist das kolossale Brustbild des Herrn in der Mittelkuppel. Es liegt etwas ungemein Feierliches in dieser mächtigen Figur, und ihr Effekt ist vergleichbar demjenigen des segnenden heil. Markus über dem Haupteingange zu St. Marco in Venedig. Dieses große, helle Auge scheint auch die verborgnensten Falten des Herzens erforschen zu wollen, und

dieser mächtige Mund ist ganz geeignet, eine gewaltige Sprache zu führen. Aus dem ernsten Antlitz tönt etwas wieder von: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.“

In einem Gewölbe zeigte man uns sodann zwei große Sarkophage, welche auf das fränkisch herzogliche Geschlecht der La Roche zurückführen. Die französische Lilie ist noch ganz gut erhalten. Auf die Frankenzeit weisen auch etliche Spitzbogen der Kirche hin, wie bedeutende Mauerüberreste in der Nähe des Klosters, die einst dieses für Athen wichtige Defilé noch widerstandsfähiger machten.

Unbelästigt bezogen wir wieder unsere Plätze im Wagen, nur mußten wir es uns gefallen lassen, daß der Kutscher natürlich schnell einen kleinen Nebenhandel abgeschlossen und zu sich ein Individuum auf den Sitz geladen, das uns nicht eben die interessanteste Aussicht darbot. Der Engpaß erweitert sich, die beidseitigen Höhenzüge werden weniger kahl, sie sind im Gegentheil stellenweise von der zierlichen *Pinus marina*, deren saftiggrüne weit ausgedehnte Krone so trefflich zum tiefblauen Himmelsgewölbe paßt, ziemlich dicht bewachsen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein Blick hinab auf's wunderschöne Meer, das da unten so ruhig schläft, wie das Kind im Schoß der Mutter. Auf einer Telegraphenstange, die mit dazu dient, den Geistesverkehr zwischen Athen und Konstantinopel zu vermitteln, sitzt ein allerliebstes Käuzchen, gerade so eines, wie ich es auf Bildern so oft neben der Minerva, der es geheiligt war, abgebildet gesehen. Was finnst du da oben, seines Thierchen, Symbol des Ernstes, des Denkens, der Weisheit und des attischen Wizes? Spottest du vielleicht über uns

armelige Fremdlinge, die wir so hintendrein kommen, statt zur Zeit, da deine hehre Gebieterin noch mächtig war? Oder ächtest du über den kläglichen Zustand deines Landes, von dem der gesunde Menschenverstand häufig weiter abliegt als die Säulen des Herkules? Wahrlich du thust wohl, an diese Stange dich anzuklammern, denn da ist doch noch etwas von Minerva's Geist und Kraft.

Siehe dort zur Rechten die schroff abfallende, glattgehauene Felswand mit ihren mancherlei Nischen, mit ihren zahlreichen Inschriften. Hier hatte um 300 v. Chr. Demetrius Poliorketes seiner mehr durch Schönheit als durch Sittenreinheit ausgezeichneten Gemahlin, Philä, ein Heilighum errichtet, und die Athener, ihrem hohen Gönner gerne schmeichelnd, beeilten sich sofort, den Ort zu einem Tempel der Venus Philä zu erheben. In den Nischen standen einst größere und kleinere Statuetten, welche der Göttin der Liebe von liebehungrigen Seelen geschenkt wurden; und die Inschriften, die noch jetzt sich vorfinden, geben an Sentimentalität den Liebesseufzern am Grabe Abälards und Héloïsens, oder Romeo's und Juliens, durchaus nichts nach. Da lesen wir, daß einer der Liebesgöttin zwei Tauben geopfert. Ein Anderer bekennt, daß er hier in heißester Liebe an seine Geliebte gedacht habe. Wahrlich Alle die, welche gerne rührende Albumverse schrieben und doch nicht recht wissen, wie es anfangen, könnten sich hier trefflichen und noch wenig bekannten Stoff holen.

Jetzt sind wir ganz unten, nur eine künstliche Mauer trennt uns vom Meeresgestade. Da steht man noch deutliche Spuren der alten heiligen Straße, in den Stein vertiefte Geleise, offenbar von den Wagen herrührend, die einst da hindurchfuhren. Von da zog sich der alte

Weg mehr rechts den Bergen nach, während der jetztge
sich stets längs des Meeres hält. Und nun, welch
zaubrisches Gewölde! Mir war's, ich müßte aufjauchzen,
so heimathlich und doch wieder so durch und durch griechisch
wehte mich Alles an. Dieses Meer, scheinbar in ein
enges Becken eingefaßt, diese bewaldeten Berge, diese
fastigen Triften, diese niedlichen Buchten und Vorsprünge
und jene friedlichen Dorfschaften in der Ferne: das
Alles ließ mich für den Augenblick träumen, ich sei wie-
der daheim, in meiner lieben, lieben Schweiz, an den
Ufern eines unserer unvergleichlichen See'n. Aber wie
ist hier Alles so ganz anders von dem Sonnenlichte ge-
tränkt, wie ist die Luft so klar und leicht, wie lebhaft,
wie feurig schauet uns der Himmel an! Und dort
drüben, das ist ja kein Festland, wie man wähnen möchte,
dort ist die Insel Kuluri, das alte Salamis, ja das
Salamis, das einst von Telamon und seinem tapferen
Sohne Ajax kolonisiert ward, und an das sich für Griechen-
land unsterblicher Kuhm geknüpft hat. Hier auf diesem
Vorgebirge, auf diesem Ausläufer des Aegaleus, da saß
der stolze, siegesgewisse Xerxes auf seinem goldenen Stuhle,
umgeben von seinen Schreibern, welche die Großthaten
seiner Völker aufzeichnen sollten. In der Meeresbucht
von Salamis, nicht in einem Busen der Insel, wie ge-
wöhnlich erzählt wird, lagen die Griechen durch Eifersucht
und Furcht zertheilet und geschwächet. Schon wollte
Eurybiades, dem der Oberbefehl zufam, mit seinen Pele-
ponnesiern sich davon machen, als der rasch entschlossene
Themistokles, der es wohl einsah, daß man nur hier
der persischen Übermacht werde die Spize bieten können,
das Neuerste wagte, um das Vaterland vor dem Unter-
gang zu retten. Schnell entsandte er in's Geheim seinen

treuen Diener Sicinnus an Xerxes und ließ ihm sagen: „Die Griechen sind uneins und im Begriffe sich zu zerstreuen. Themistokles dein Freund rathet dir, sie sofort zu umzingeln und anzugreifen.“ Der Barbar ließ sich vom schlauen Griechen ohne Argwohn in die Falle locken und gab seiner Flotte unverzüglichen Befehl zum Vorrücken. Die Meerenge von Salamis wurde gesperrt, die Insel Psytalia besetzt und eine Anzahl von Schiffen fuhr um Salamis herum, die Griechen zuletzt auch noch im Rücken anzugreifen. Jetzt war für die uneinigen Griechen an kein Entweichen mehr zu denken. Die äußere Gewalt hielt sie zusammen. Und der gerechte Aristides, bei der furchtbaren Noth des Vaterlandes alle Schmach vergessend, die ihm gerade von Themistokles und den Atheniensern angethan worden war, kam von seinem Verbannungsort, Aegina, herüber, bemächtigte sich Psytalias und langte noch zur rechten Stunde an, um den Verzweiflungskampf der Griechen mächtig unterstützen und fördern zu helfen. Der 23. Juli *) 480 war einer jener Entscheidungstage der Weltgeschichte. Von ihm hing es ab, ob der dumpfe, brutale Despotismus des Orientes die Freiheit und Idealität des abendländischen Geistes auf lange Zeiten hinaus erdrücken würde. Je nach dem Erfolg wäre es aus gewesen mit Perikles, mit Phidias, mit Sokrates, mit Platon, mit Demosthenes und Andern; ja auch das junge Rom wäre wohl von diesem Schlage mit niedergeschmettert worden. Der Westwind war den Griechen günstig. Auf ihrem linken Flügel schlugen die Athenienser und Spartaner gegen die Perser

*) Nach Andern war's der 25. September, oder gar der 5. Oktober.

und Kleinasiaten, auf dem rechten die Meginaten gegen die Phönizier. Muthig drangen die Griechen gegen die ihnen an hundert Segeln überlegene persische Flotte ein und wußten mit ihren kleineren Schiffen den durch das schmale Fahrwasser und den Gegenwind schon genug gehemmten persischen Kolosßen Vortheil über Vortheil abzuringen. Es wurde mit höchster Erbitterung und bis in die Nacht hinein gekämpft. Allein die Liebe zum Vaterland, die Liebe zur Freiheit trug schließlich den glänzendsten Sieg davon. Die persische Flotte war vernichtet oder zerstreut. Xerxes floh mit seinem Landheer in wilder Flucht. Griechenlands Unabhängigkeit blieb gesichert, und Athen hatte sich als Herrscherin zur See bewähret. Und dennoch hat Nepos nicht ganz unrecht, wenn er sein bezügliches Kapitel mit den Worten schließt: *Victus ergo est (sc. Xerxes) magis consilio Themistoclis, quam armis Græciæ* *).

Schweigsam schaute ich über den klaren Wasserspiegel hin und her nach jenen Gestaden, die einst Zeuge gewesen der bewunderungswürdigsten Tapferkeit, und dachte: „Da ist auch ein Morgarten, Sempach oder Laupen. Dahin wird die Menschheit mit Ehrfurcht und mit Dank blicken, so lange in ihr noch ein edler Funke glimmt.“ Freilich, sehr viel hat weder das ältere, noch das jüngste Griechenland von Salamis gelernt. Die Sonderinteressen spielten in diesem — allerdings schon von Natur durch Berge, Flüsse und tief einschneidende Buchten gesonderten Lande — von jeher eine viel zu große und gar verderbliche Rolle. Und wenn denn kein listiger und fühner The-

*) Besiegt wurde er (d. h. Xerxes) mehr durch des Themistocles Rath, als durch die Waffen Griechenlands.

mistokles bei der Hand war, wenn nicht die augenblicklichste, unvermeidlichste Gefahr zum einträchtigen Handeln zwang, so war es dem gemeinsamen Feinde oft ein Leichtes, die durch flägliche Eifersüchteleien Vereinzelten in seine Gewalt zu bekommen.

Lenken wir unsern Blick von dem Meere, von Salamis und seinen Erinnerungen jetzt dem Festlande zu, so sehen wir vor uns eine etwa zwei Stunden lange und eben so breite Ebene sich hindehnen. Welch' einen ganz anderen Anblick, als die attische, bietet diese thriasische und eleusinische Ebene! Dort trotz des Olivenhaines doch Alles vorwiegend kahl, steinigt. Hier die schönsten Wiesen und wogende Kornfelder. Hin und her Gruppen schlanker Pappeln, oder üppige Oleanderbüsché, die im reichsten Blütheneschmucke prangen. Von der Straße etwas abgelegen und von Obstbäumen umzäunt laden mehrere freundliche, reiche Dorfschaften zum Besuche ein. Fast mitten durch die Ebene fließt der eleusinische Kephissus, an welchem einst Theseus den verruchten Prokrustes auf eben das Bett legte, das so manchem Wanderer zum grausamen Marterholz geworden war. Und eingerahmt wird dieser schon im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnete Grund durch den weiten Bogen des Kitharon im Westen, des Parnes im Norden und des Korydallus im Osten. Den Süden bildet die Meeresbucht. Geradeaus vor uns, scheinbar ganz nahe, in Wahrheit noch ungefähr zwei Stunden entfernt, strahlen im Sonnenglanze die weißen Häuser von Levsina, dem alten Eleusis. Der Ort, auf einem Vorsprung gelegen und an einen sanft abfallenden Hügel sich anlehnen, hinter dem wieder die zackigen Hörner der Kerataberge aufsteigen, fordert, wenigstens von hier

aus betrachtet, — wie Chillon, wie La Tour de Peilz, wie Thalwyl u. s. w., — den Maler so zu sagen von selbst auf, den Pinsel zur Hand zu nehmen, um dieses landschaftliche Bild von seltener Abrundung und Schönheit seiner Mappe einzuerleiben.

Der Kutscher schwingt seine Peitsche, und in munterm Trab tragen uns seine Pferde durch die anmuthige Ebene. Unser fundiger Führer macht uns bald auf zwei kleine Salzsee'n aufmerksam, die der Ceres und der Proserpina geweiht gewesen, und deren vorzügliche Fische einstens nur der leckeren Tafel der eleusinischen Priester zu Gute kommen durften, bald weist er uns hin auf eine fast unkenntliche Tempelruine, auf ein zerfallenes Grabmonument, oder es fällt ihm bei dieser oder jener Schenke, bei dem einen oder anderen Wachtposten irgend eine spannende Räubergeschichte ein, die den klassischen Boden verherrlichte. Was sehe ich da? Wahrhaftig, ich glaube fast, wir haben uns in's Land der Phäaken verirrt. Ist das nicht Nausika, des hohen Alkinoos Tochter, welche mit ihren Mägden an den Strand geeilt, die ihr von Athene angerathene Wäsche vorzunehmen? Wie lustig das Zeug in den steinernen Trögen hin und her gepeitscht wird! Und jenes Weib dort, wie fühl und unbarmherzig schlägt es mit seiner Keule, ohne Zweifel ein ächtes Erbstück des Herakles, auf die über einen Stein gelegte Wäsche los! Mich soll's nur wundern, wenn schließlich ein einziger ganzer Faden übrig bleibt.

„Aber nachdem sie gewaschen und jeglichen Flecken gereinigt,
„Breiteten sie die Gewand' am Ufer des Meer's nach der
Ordnung.“

Odhj. VI. 94. 95.

Doch nicht im Phäakenland, nur in Eleusis waren wir angelangt, und zwar, wenn auch etwas bestaubt, so doch nicht in dem scheußlichen Zustand des schiffbrüchigen Odysseus. Die tapferen Wäschnerinnen flohen auch nicht vor uns „dahin und dorthin zu ragenden Höh'n des Gestades,“ sondern fassten die Fremdlinge gar scharf und feck in's Auge. — Immerhin glückliches Land, in dem man ohne jahrelange Vorausbestellung, ohne Seife und Holz und mit ein Paar Lepta's seine ganze Wäsche besorgen kann! Liebe Hausfrauen, möchtet ihr nicht nach Eleusis?

Also in Eleusis! Und zwar — verzeih' es dem sonnverbrannten, durstgeplagten Touristen — vorerst nicht zur Demeter, noch weniger zur Proserpina, sondern schnurstracks zu Herrn Bachus, zum Dionysos, oder, wie man in Eleusis sagte, zum Jakchos, in's Wirthshaus, in die obskure Kneipe. Palastähnliche Allerwelts-Hotels mit dem obligaten Heer von Stiefelwischern, Kellnern, Portiers &c. &c., Hotels, in denen der ordinärste Spießbürger — versteht sich, wenn er etwas Geld hat — sich bedienen lassen kann, als ob er zum Mindesten direkt von einem Herzoge abstammte, solche Monstruositäten gibt es dort nicht. Aber so ein ländlicher Schan in Griechenland hat auch seine eigenthümlichen Neize, und ich müßte den Neisenden bedauern, welcher, etwa der Etikette zu lieb, nie seinen Fuß in eine derartige, ächt volksthümliche Schenke gesetzt hätte. Nicht nur bist du da des umschwirrenden Geschmeizes von Aufwärtern frei und ledig, nicht nur kannst du da deine Mahlzeit ohne vorgeschriebenes Tempo ganz gelassen und friedlich hinunterschlucken, sondern da erst kommst du mit dem Volke recht zusammen und siehst und hörst es, wie es lebt und lebt.

Den Wagenschlag öffnen wir selbst. Niemand beeilt sich, uns beim Aussteigen furchtbar behülflich zu sein. Die Wirthsleute drinnen haben es zwar schon längst gewittert, daß jetzt nicht ihre gewöhnlichen Gäste zusprechen werden, aber die heißhungrige Hast, die friecherischen Bücklinge, das zuckersüße Schmunzeln überlassen sie ihren abendländischen Kollegen. Mit klassischer Ruhe und Würde gewärtigen sie in edler Haltung, daß wir ihnen unser Belieben fand thun möchten. Wir betrachteten uns zuerst dieses schlichte Schenkhauß etwas näher, und sofort drängte sich mir — ich kann es nicht verhehlen, — eine gewisse Aehnlichkeit mit einem griechischen Tempel auf. Der in die Länge gezogene Bau war einstöckig und dreigliedrig. Dem Pronaos entsprechend war eine Art von „Vorscherm“ angebracht, ganz so, wie wir ihn bei älteren Kirchen hier zu Lande treffen. Da ist ein schattiges, kühles Plätzchen, das Menschen und Vieh gar herrlich bekommt. Auch fanden wir da wirklich einige selige Schläfer, einige glückliche Raucher und Trinker und einige überaus vergnügte Esel und Pferde. Wir treten ein in den Naos, in das eigentliche Wirthslokal, über das unmittelbar der kunstreiche Dachstuhl sich erhebt. Da sieht es nun freilich am Boden, auf den Bänken, Stühlen und Tischen gerade so sauber und so lieblich aus, wie bei uns in einer Pinte an einem Montag früh nach der Kirchweih. Wir hatten ordentlich Mühe, eine trockene Stelle zum Absitzen zu entdecken, und wie es auf dem Tisch vor uns aussah, mag ich lieber gar nicht beschreiben. Doch ward hievon nur das Auge und nicht, wie bei uns, wo die Wirths alle Qualm und alle die scheußlichen Dünste oft nicht hermetisch genug verschließen können, auch die Nase belästigt. Denn durch die zahl-

reichen, weitgeöffneten Fenster strömte die herrliche Meeresluft so unmittelbar, so frisch uns zu, daß man darob seinen ästhetischen Verdruß wohl etwas vergessen durste. Noch bleibt uns das Postikum, der Chor übrig. Sonnenne ich nämlich den hinteren Raum des geräumigen Saales, der durch ein 4—5' hohes Holzgitter von uns abgetrennt ist. Dort ist das Heilighum der Wirthsfamilie, ihr zur Wohnstube, zur Vorrathskammer und zum Keller dienend. Du würdest erschrecken, wenn ich anheben wollte, dir alle die Dinge aufzuzählen, die ein Blick in diese camera obscura mir enthüllte: Krüge, Flaschen, Gläser, ganzes und zerbrochenes Geschirr, Stroh und Gemüse, Kleider, Decken, alte Schuhe; Alles friedlich neben- und durcheinander. Da stand denn auch, an's Geländer angelehnt, die beleibte Wirthin und suchte von dieser ihrer Schatzkammer aus mit nicht geringem Selbstbewußtsein die bescheidenen oder anmaßlichen Anforderungen der Gäste zu befriedigen. Jene geheimnißvolle Region ist dazu um so dunkler und schwüler, da sie nicht nur direkt mit keinem Fenster in Berührung steht, das ihr Licht und Luft zuführen könnte, sondern obendrein nur die halbe Höhe des Saales hat, indem darüber sich eine Art Empore (Lettner) erhebt, die den Hausbewohnern und den Fremden zur gemeinsamen Schlafstelle dient. Natürlich keine Betten, sondern einfache Strohmatten, auf die sich Feder nach Belieben, in seine Decken oder seinen Mantel eingehüllt, hinstrecken kann; die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Noch muß ich zur vervollständigung meines Bildes eines kleinen Anbau's gegen das Meer zu erwähnen, der zu Stallungen verwendet zu werden scheint, und in dessen Hofraum wir durch die offene Seitenthüre

ein Rudel Schweinchen die possierlichsten Purzelbäume schlagen sehen.

Jetzt nahen wir uns dem verhängnisvollen Gitter, um der ehrwürdigen Matrone auch unsere Wünsche laut werden zu lassen. Wir treten ganz sachte auf und bitten um ein Brod. Aber ach, da ward uns Etwas gereicht fast härter als pentelischer Marmor. Ich hatte gute Lust, ein Stück dieses seltenen Petresakten aus deukalionischer Zeit mitzunehmen, um unsere heimischen Sammlungen damit zu bereichern. „Nun gut, lassen wir das Brod sein. Ein Bischchen Fleisch thut's auch.“ Was? Fleisch? Die Wirthin sah uns so sonderbar an, daß mir das *Βοῶπις* — ochsenäugig — womit Homer seine Heldeninnen zu ehren pflegt, erst jetzt recht verständlich wurde. Erfuhren wir's doch erst später, daß der heutige Grieche nur einmal des Jahres, in der heiligen Osteracht, sich den luxuriösen Fleischgenuß gestattet. „So geben Sie uns eine Flasche guten Landwein.“ „Den sollen Sie haben.“ Mittlerweile hatte sich das Lokal mehr und mehr mit Neugierigen angefüllt. Wie ein Lauffeuer hatte sich im Dorf die Nachricht verbreitet, daß General „Chan“ da sei. Junge Bürschchen, kräftige, stämmige, wilde Männergestalten, auch weißhaarige Greise stellten sich ein, um den tapferen Degen zu sehen. Ein junger Grieche trat auch bald vor und bot sich uns aus eigenem Antrieb zu unserm Diener an. Schnell holte er ein Tuch und reinigte damit unsern Tisch und unsere Stühle. Dann brachte er uns unsern Wein. Wir stießen an; ich gedachte einen tiefen Zug zu thun. Aber schnell stieß ich mein Glas wieder fort. Denn dieß Getränke trinke und rühme wer da will, etwas Widerlicheres kenne ich nicht. Da der Grieche auf dem Land keinen Keller hat, so

sucht er seine Getränke auf andere Weise vor Verderbnis zu schützen. Deshalb bewahrt er den Wein in Lederschläuchen auf, die inwendig mit Pech überzogen sind, oder er sättigt den Wein gar mit einer gewissen Harzart. Dieser „Rezinato,“ beim Volke einzig in Gebrauch, soll sehr gesund sein, und wer sich einmal an ihn gewöhnt habe, der trinke ihn vorzugsweise gern. Wenn aber der Wein in dem geißledernen Schauch, welchen Ulysses von Maon, des Euanthes Sohn, zum Geschenk erhielt, nicht besser schmeckte, so beneide ich ihn gar nicht darum und begreife den Cyclopen nicht, der so sehr auf diesen Trank erpicht war. Also kein Brod, kein Fleisch, kein Wein, und das Wasser war auch nicht gerade das beste. Köstliches Mittagsmahl! Versuchen wir's mit den Eiern. Der junge Griechen geht zur Wirthin, behändigt selbst die Eier, macht den Koch in eigener Person und bringt uns bald, in sprodelndem Olivenöl schwimmend, das verlangte Gericht. Gegen die Eier wäre jetzt allerdings nichts einzuwenden gewesen, aber das Del, das massenhafte Del, dazu war unser Magen noch nicht griechisch genug. Jetzt, liebe Kaffeemütterchen, lacht uns recht tüchtig aus: am End aller Enden schien es uns das Gerathenste, uns mit einer Tasse „Schwarzen“ zu begnügen. Der liebenswürdige Griechen ließ sich die Ehre nicht nehmen, auch hier seine Fertigkeit in der edlen Kochkunst an den Tag zu legen. Er hatte auch sein schwieriges Problem zu unserer völligsten Zufriedenheit gelöst. Der Kaffee war, wie ein Freund sich auszudrücken pflegte: „Noir comme le diable, chaud comme l'enfer, et doux comme l'amour;“ und der Bissen Ziegenfäs, den er vielleicht einem Abkömmling des falschen Melantheus abgerungen, schmeckte ebenfalls gar

köstlich. Wir zünden die Cigarette an und betrachten uns ein wenig das Volk, das stehend, sitzend, liegend, rauchend und trinkend, ja selbst Karten spielend uns umlagert.

Es ist ein, besonders von einer Classe deutscher Gelehrten beinahe bis zur Langeweile wiederholter Satz, daß die heutigen Griechen mit denen des Alterthums so wenig zu thun hätten, als wir mit den Chinesen. Und wer sich erdreistet, diesen Satz nicht sofort zu unterschreiben, über den zückt man die Achseln. Dennoch wage ich es, auch hier meinen eigenen Weg zu gehen. Allerdings gibt es eine lächerliche Gräkomanie, die in jedem Betteljungen einen Ulysses oder Ajax erblickt; es gibt auch eine eben so thörichte Slavomanie, die aus jedem Wort, aus jedem Gebrauch, aus jedem Kleidungsstück etwas ächt Slavisches herausflügeln will. Allein, sehe man nur diesen Albanezen da an, mit seinem platten Gesicht, seinem großen groben Mund, seinem wirklich mehr rohen Blick, mit seinen breiten Schultern, wie er seine nervigte Rechte in seine vollen Hüften stemmt! Und neben diesem Bewohner von Eleusis unsfern jungen Griechen. Welche herrliche Gestalt! Wie schlank der Wuchs, wie elegant jedwede Bewegung! Das Gesicht ist hager, die Schläfe eingedrückt, mehr Nerven als Muskeln, mehr geistige Überlegenheit als körperliche Mächtigkeit. Das Auge lebensvoll, funkeln, ja verschmitzt. Nase und Mund fein, edel. Nur das bartlose Kinn etwas zu lang und flach. Dagegen der aufwärts gedrehte dünne Schnurrbart sehr hübsch und fühl. Mit einem Worte, dort der rein slavische, hier der rein griechische Typus. Man sagt, alle die Kriegswetter, die über Griechenland von der Römerzeit bis zu den Befreiungskämpfen hereingebrochen

seien, hätten das eigentlich griechische Element von Grund aus vernichtet. Dieß möchte nun in einem flachen Binnenlande wohl der Fall gewesen sein. Aber hier in diesen einsamen Bergthälern, wohin die fremden Eindringlinge nie, oder nur in schwacher Zahl und auf kurze Dauer gelangten — hier, wo das seelustige und seetüchtige Volk schnell hinter seine hölzernen Mauern, hinter seine Schiffe sich versteckte, um anderswo eine momentane Zufluchtsstätte aufzusuchen, jede Gelegenheit aber wahrnehmend, in die alte, vielgeliebte Heimath wieder zurückzukehren — hier, wo ein nicht geringer Bruchtheil der Nation von Alters her auf zerstreuten und theilweise leicht zu vertheidigenden Eilandern lebt — hier ist es ein Anderes, hier müßte man sich weit eher verwundern, wenn dieses ganze, große, weitverzweigte Volk so spurlos verschwunden sein sollte.

Aber nicht nur die äußere Erscheinung, auch die Charaktereigenthümlichkeit der Griechen der Jetzzeit erinnert uns ganz und gar an jene Gestalten aus dem klassischen Alterthum. Der Griechen ist noch jetzt aller Rohheit abgeneigt, sein Betragen erscheint durchweg als ein sehr anständiges. Er ist überaus mäßig und sparsam. Trunkenheit und ausgelassenes wüstes Lärmen und Schreien verabscheut er, sofern er's nicht etwa den fremden Soldaten abgelernt hat. Er ist arbeitsam, sehr unternehmend und zäh, ein geborener Seemann und Händler, und in seinen religiösen Uebungen ängstlich genau. Dabei ist er verschmitzt und lügt wie sein Ahnherr Odysseus. Er hat, wie ein genauer Kenner des Volks gegen mich sich äußerte, in jeder der zweihundert Falten seiner Fustanella zweihundert listige Teufel versteckt. Er ist ungemein eitel und hält sein Land noch immer für

die Achse, um welche die ganze Weltgeschichte sich dreht, und ist für Ehrentitel, Ehrenämter, Ordenszeichen &c. ganz besonders empfänglich. Er hat keinen Sinn für ein geordnetes Gemeindewesen und ist ohne wahre Treue. Aber in der Stunde der Noth kann er für sein Vaterland Alles thun und Alles leiden. Ein unverwüstliches Freiheitsgefühl durchdringt ihn, aber er vergibt leicht, daß wenn Jeder nur seine eigene Freiheit und Unabhängigkeit sucht, die Gesamtheit oft der schmählichsten Knechtschaft anheimfällt. Das Meiste hängt davon ab, wie der Grieche geleitet wird. Unter einem entschiedenen Regiment mit strammem Zügel, unter einem Regiment, das Jedem sofort zu verstehen gibt, was an der Tagesordnung sei und wer befahle, läßt sich der Grieche leicht zu einem guten Bürger und tapfern Soldaten heranbilden. Unter dem Danaergeschenk einer Konstitution aber, zumal unter einem kleinlichen, ängstlichen oder schwachen Fürsten, muß, wie mir ein Grieche selbst eingestand, das hiefür noch lange nicht vorbereitete Volk zu Grunde gehen. In dieser Beziehung sei ihm sogar die Herrschaft des furchtbaren Ali Pascha von Janina noch zuträglicher gewesen.

Die Cigarette ist abgebrannt und eine nur kurze, doch sehr erquickliche Siesta gehalten. Geführt von unserm zuvorkommenden Griechen machen wir uns daran, Eleusis etwas besser kennen zu lernen. Wer hätte noch nie etwas von Eleusis, von seinen hochberühmten Mysterien, von seinen prachtvollen Tempeln vernommen? Eleusis war eine uralte Stadt, mit der frühesten Sagengeschichte innigst verwoben. Demeter, ihrer schönen Tochter Proserpina beraubt, wendet den Olympiern den Rücken, zündet am Aetna noch zwei Fackeln an, um ihr geliebtes

Kind zu suchen und wird vom hell sehenden Helios nach Eleusis gewiesen. Da sitzt sie, unscheinbar an Gestalt, ganz in ihren Mutterschmerz versunken, beim Brunnen Kallichore, bis sie auf ihren Wunsch hin zur Amme des Königsohnes, Triptolemos, bestellt wird. Unterdessen ordnet Zeus die Angelegenheit und nöthigt den Pluto, seine entführte Gattin je auf die Hälfte des Jahres zurückzugeben. Demeter ist getrostet, segnet die gastlichen Eleusiner, belehrt ihr Pflegekind, Triptolemos, über den Landbau, befiehlt, ihr Tempel zu erbauen und Feste zu feiern und kehrt voll Freude wieder in den Olymp zurück. An diesen Natur-Mythus, der in tiefpoetischer Hülle das wunderbare, bald im dunkeln Schoß der Erde verborgen schlummernde, ersterbende, bald verjüngt und zu neuem Segen hervorbrechende Leben des Weizenkornes veranschaulichen will, knüpfte sich bekanntlich der Demeterkultus mit seinen Mysterien, die in verschiedenen Städten, am großartigsten und besuchtesten aber zu Eleusis, abgehalten wurden. Die seltene Fruchtbarkeit der thrassischen Ebene erklärt es zur Genüge, weshalb Demeter, die Göttin des Ackerbaues, gerade hier ihre zahlreichsten Verehrer fand. Man unterschied zwischen den kleinen Mysterien im Februar, zur Zeit des Aufkeimens der Saat, und den großen im Oktober nach beendigter Feldarbeit. Die letztern waren besonders glänzend und dauerten neun Tage hindurch. Symbolische Handlungen, flagende oder lustige Gesänge, sowie endlose Umzüge wechselten mit einander ab und bezogen sich theils auf den Schmerz der Demeter um den Verlust ihrer Tochter, theils auf die Freude des Wiederfindens, theils auf die Segnungen des der Demeter zu verdankenden Getreidebaues. Den Höhepunkt des Festes bildete die feierliche

Fackelprozession, die am Abend des sechsten Tages unter Fackelschein von Athen auf der heiligen Straße nach Eleusis sich bewegte. Eng an dieses Fest schloß sich dann auch das der Thesmophorien an, bei welchem ausschließlich die Ehefrauen figurirten und der Demeter ihre Lobpreisungen anstimmten für die milderen Sitten, für das geregeltere häusliche Leben, welches eine Folge des Ackerbaues gewesen. Wir haben es also hier mit jährlichen Gründedankfesten zu thun, an denen die griechische Nation in Masse, und zumal in ihren edelsten Vertretern sich betheiligte. Ehre dem Volke, das ob der Gabe des Gebers nicht vergißt, sondern laut und freudig den Segen im Irdischen den Wohlthaten des Himmels zuschreibt! Wie beschämend für so manche Gegend in Christenlanden, wo man Wagen auf Wagen der schönsten Garben einheimst und ohne irgend ein Dankgefühl, ohne Lobpreisung Dessen, der Regen und fruchtbare Zeiten schaffet und Wachsthum und Gedeihen schenket, höchstens in eitler Selbstzufriedenheit und schnöder Selbstsucht spricht: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, isß, trink und habe guten Muth.“ Mich däucht, unsere Kirche sollte, als geistliche Erzieherin, sich nicht mit den gewöhnlich doch nur schwach besuchten Gründepredigten begnügen, sondern wenigstens den Versuch wagen, ob sich nicht auf christlichem Grund und Boden und von christlichem Geiste getragen und gehoben ächt volksthümliche Gründedankfeste veranstalten ließen, die unser Volk in seiner Gesamtheit erfassen und vom irdischen Genuss zum ewigen Heil, von der vergänglichen Speise zum Brod des Lebens überleiten würden. Welch weites und gesegnetes Feld stünde hierdurch der christlichen Tonkunst, Poesie, Symbolik und

Bereitsamkeit geöffnet. Das ist die ächte Volkskirche, die wir anzustreben haben, nicht die, welche ohne weiters das Volk in Bausch und Bogen als Kirche erklärt, sondern die, welche frisch und froh hineintritt in's mannigfaltige Volksleben und nach dem apostolischen Grundsatz: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“ mit dem Sauer- teige des Evangeliums alle Lebensgebiete zu durchsäubern trachtet, und nicht nur, wie es bisher geschehen, fast ausschließlich auf die Bekehrung und Heiligung des Einzelnen gerichtet ist, sondern allerdings auch das Volk als solches in ihr Netz der Liebe zu ziehen sucht.

Wie verhielt es sich nun aber mit den Mysterien, mit den geheimnißvollen, heiligen Handlungen, welche den eleusinischen Festen ihren besondern Reiz und Ruhm verliehen? Darüber ist schon viel geschrieben und gesabotet worden, und man wird um so weniger je über ein gewisses Halbdunkel hinauskommen, da die Entwei- hung der Mysterien durch Ausplaudern, Begehen am unrechten Ort und Verspottung mit Konfiskation des Vermögens und Tod bestraft wurde. — Um in die Mysterien eingeweiht zu werden, hatte man eine dreifache Rangordnung zu durchlaufen. Zuerst war man bloßer Akoluth, Nachfolger, und durfte sich etwa den festlichen Umzügen anschließen. Nach einer scharfen Probezeit, in der man sich allerhand Reinigungen, Opfern und sittlichen Mahnungen unterziehen mußte, wurde man zum Mysten (Eingeweihten) erhoben und durfte an den dramatischen Aufführungen der heiligen Geschichte teilnehmen; vielleicht, daß man schon etwas von der philosophischen Deutung der Volksreligion zu hören bekam. Schon in der Auswahl der Mysten verfuhr man sehr streng. Schlecht beleumdeten Menschen, Verbrecher wurden rück-

sichtslos zurückgewiesen. Ja selbst dem Kaiser Nero ward der Zutritt verweigert, und er wagte nicht ihn zu erzwingen. Einer noch viel schärferen Prüfung und Zucht mußten sich diejenigen der Mysterien unterwerfen, die sich in die Zahl der Epropten (Schauenden) aufnehmen zu lassen begehrten. Hatten sie aber ihre asketischen Uebungen rühmlich bestanden, so wurden sie zuerst in allerlei Irrgängen und dunkeln Verliesen herumgeführt, so daß sie die Qualen des Tartarus erdulden mußten, dann aber plötzlich vom Lichte umstrahlt in wahrhaft elyssische Gefilde versetzt, „wo sie schöne Stimmen und heilige Gesänge hörten und herrliche Tänze und Erscheinungen von Göttern sahen, und endlich in einen besondern Ort eintraten, wo ihnen Symbole von Segnungen und Geheimnissen der eleusinischen Gottheiten und eine Art von Reliquien gegeben wurden.“ „Denn“ — sagt ein Eingeweihter bei Stobäus (Serm. 119) — „die Seele empfindet im Tode dasselbe, was derjenige erfährt, der in die großen Geheimnisse eingeweiht wird. Der erste Auftritt ist nichts als Irrthümer und Ungewissheiten, beschwerliche Reisen durch Nacht und Dunkel. Und ist man an den Grenzen des Todes und der Einweihung angelangt, so ist Alles traurig und schrecklich anzusehen, Alles voll Angst und Entsetzen. Ist aber dies vorüber, so bricht ein wundervolles Licht hervor.“ Den Kern der Mysterien bildete jedoch ein reingeistiger Monotheismus und eine Glückseligkeitslehre für's Diesseit und für's Jenseit, beruhend auf dem Gebot der Selbstverläugnung. Bindar preist deshalb den Eingeweihten selig, weil er erst des Lebens Zweck und die Gesetze des Jupiter erkenne. Sophokles meint, nur für die Eingeweihten sei der Aufenthalt auf Erden wirkliches Leben, für

die Uebrigen alle ein Unglück. Iſokrates sagt: „die Eingeweihten haben eine fröhliche Hoffnung für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit.“ Und Platon sieht im Phädon den Zweck, weshalb man sich einweihen lasse, darein, daß die Seele wieder zu demjenigen Stande gelange, aus welchem sie als aus ihrem natürlichen Sitz der Vollkommenheit gefallen sei.

Mit welch' großer Achtung und Bewunderung wir auch diesem heiligen Ahnen und ernstlichen Suchen des Ewigen und Wahren nachgehen, wie unendlich reiner, erhabener, gewisser, beseligender doch, und zwar selbst für die Unmündigen, ist das preiswürdige Mysterium, in welches das israelitische Volk in seiner Hütte des Stiftes oder in seinem Tempel auf Moriah eingeweiht wurde, oder gar erst „das kündlich große Geheimniß der Gottseligkeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechts fertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit!“ 1. Tim. 3, 16. Darein wollen wir uns immer gründlicher einweihen lassen, damit wir einst von den Glaubenden zu den Schauenden, zu den Eropten im vollgültigsten Sinne gelangen.

Seinen Mysterien verdankt Eleusis den Glanz und Ruhm, den es Jahrhunderte hindurch bewahret hat. Erechtheus wußte zwar den eleusinischen König Eumolpus sich dienstpflichtig zu machen, aber die Überleitung bei den Mysterien mußte er dem Besiegten überlassen. Schon vor den Perserkriegen war Eleusis eine Stadt von Heiligtümern, und die Barbaren waren es, welche vier Jahre vor der Schlacht bei Salamis den dortigen uralten Tempel der Demeter zerstörten. Aber wie ein Phönix aus der Asche erhob sich die Stadt zu niegesehener Blüthe,

als der unermüdliche Perikles, mit dem Allem, was er in Athen hervorgezaubert, noch nicht zufrieden, in seinem heiligen Orte künstlerischen Schaffens auch hier einzogriß und eine Prachtbaute nach der andern errichten ließ. So sandte er seinen im Parthenon verewigten Iktinos, welcher der Demeter und der Persephone zu Ehren einen Tempel aufzuführen begann, wie so groß und stolz und herrlich ganz Griechenland keinen zweiten besaß. Eine getreue Nachbildung der atheniensischen Propyläen wurde auch dort angebracht. An andern Heiligtümern, wie des Triptolemos, der Artemis Propiläa, des Poseidon, an Ehrenpforten, Säulenhallen, Denkmälern, Statuen, Altären war eher Ueberfluß als Mangel. Und was in den Zeitalterspielen etwa beschädigt wurde und einstürzte, das ließen, als Griechenlands Macht längst gesunken war, die römischen Kaiser nur prunkvoller wieder herstellen. Ja bis in die christliche Aera hinein wetteiferte Eleusis — mit seiner im Westen der Stadt sich erhebenden Akropolis und mit seinen Heiligtümern, die von der Stadtburg aus gegen Osten sich hinlagerten — selbst mit dem gefeierten Athen. Sein trefflicher Hafen, eingedämmt mit mächtigen Quadern dunkeln eleusinischen Marmors, gab ihm sogar, was den Handel anbelangte, vor seiner Nivalin einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Nun aber kam im Jahr 396 Alarich mit seinen wilden Horden auch hierher und scheint sich's zur Pflicht gemacht zu haben, mit dem, was ihm als heidnischer Greuel erschien, von Grund aus aufzuräumen. In diesem seinem Zerstörungswerk mögen ihm später die Franken, an die der feste Thurm auf der Höhe erinnert, und die Türken, von denen noch jetzt manch ein armseliges Häuschen mit seinen eigenthümlichen Arkaden redet, gehörig nachgesolgt

sein. 1676 fanden die Reisenden Spon und Wheler jene Gegend völlig in eine Wüste verwandelt, von den alten Trümmern bemerkten sie nichts. Auch die Nachgrabungen, welche 1814 einige Engländer in dem durch albanesische Kolonisten nun wieder zu einem kleinen Dörlein angewachsenen Levina veranstalteten, führten zu keinen bedeutenden Ergebnissen. Erst in neuester Zeit ist es dem jüngern Lenormant, Sohn des berühmten Archäologen und Philhellenen, gelungen, in das Chaos mehr Ordnung und Verständniß zu bringen und sehr interessante und schätzbare Alterthümer wieder bloßzulegen. Ich muthe nun Niemanden zu, mich von Stein zu Stein, von Säule zu Säule, von Plattform zu Plattform zu begleiten, oder gar alle die vorhandenen Inschriften mir entziffern zu helfen. Ich habe es selbst nur höchst oberflächlich gethan und bekenne gerne, mich hier noch sehr im Lückenhaften und Unklaren zu befinden. Doch eine Ahnung wenigstens der einstigen Größe und Pracht durchzuckte mich, als ich diese endlosen Marmortrümmer, diese feingeglätteten Steine, diese umfangreichen Säulenstücke überblickte. Was besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog, das waren, etwas rechts von den kleinen Prophyläen, unterirdische Gewölbe aus gebrannten Steinen, zu denen eine schmale Treppe hinabführte. Es war dies, da die Griechen den eigentlichen Gewölbebau nicht kannten, jedenfalls bei ihren Tempeln nie anwendeten, eine offenbar römische Konstruktion; und der Gedanke lag nicht fern, daß diese geheimnißvollen Gänge eben dazu dienten, die Myisten, die in ihnen herumgeführt wurden, in jene heiligen Schreinen zu versetzen.

Gehen wir noch zu dem kleinen Häuschen dort unten, das zu einer Art von eleusinischem Museum

hergerichtet ist. Der junge Griechen hat den Abwarten schon herbei geholt. Wir treten ein und finden da eine recht hübsche Sammlung hier aufgefunderer Statuen, Reliefs, Säulenkapitale und Inschriftsteine. Da siehst du einen Altar mit zwei kreuzweise gelegten Fackeln, über denen das Wort AXAIOI zu lesen ist, ein Weihegeschenk der Achäer an die Demeter. Oder du betrachtest dir einen Poseidonkopf, oder eine große Marmorstatue, die den Antinous vorstellt. Bemerkenswerth sind auch mehrere Frauen-Torsen, von denen einer besonders durch Zartheit der Behandlung sich auszeichnet. In einer Ecke stieß ich auf eine wundervolle Hand. Die mußt du haben — dachte ich — das gäbe einen herrlichen Briefbeschwerer und für deinen Schreibtisch ein beständiges und schätzbares Andenken an die schönen Tage in Griechenland. „Was gilt das Ding?“ fragte ich den Wärter. „Mein Herr,“ entgegnete dieser, „es ist streng verboten, auch nur das Geringste dieser Kunstsäcke zu veräußern.“ Unser Griechen flüsterte mir aber leise etwas in's Ohr und machte mir im Versteckten mit der Hand ein so nachdrückliches Zeichen, daß ich wohl merkte, der Alte würde trotzdem keine langen Umstände machen. Allein ich hatte das Verbot vernommen und konnte es nicht über mich bringen, den Alten zu einer Pflichtverletzung zu verleiten. Und, sagte ich mir, wenn jemals das Standbild aufgefunden werden sollte, dem diese Hand angehört, welches Vandalismus an der Kunst hätte ich mich alsdann schuldig gemacht! Ich ließ also das schöne Stück liegen und begnügte mich mit meinem kleinen Marmorstein, den ich bei den Propyläen aufgehoben. Er hat offenbar zu einer der gepriesenen Säulen gehört

und zeigt an der Cannelur noch deutlich, daß ein tüchtiger Meißel einst hier angesezt habe.

Im heutigen Levina mit seinem ver sandeten Hafen und seinen spärlichen und meistentheils armen Einwohnern haben wir uns nicht weiter aufzuhalten. Es soll auch ein gar ungesunder Platz sein. Wir kehren in unsere Schenke zurück, zahlen unsere Rechnung und befehlen dem Kutscher, schleunigst einzuspannen. Doch hatten wir noch hinlänglich Zeit, uns die malerischen Trachten unserer Umgebung etwas genauer zu besichtigen. Dort steht ein stattlicher Albanese, ein kostliches Modell zu einem Räuberhauptmann. Er mag etwa in den Fünfzigen sich befinden. Sein Schnurrbart ist schon stark in's Graue schillernd, seine Kraft aber ist noch ungebrochen, und ich möchte es keinem rathen, mit diesem Burschen anzubinden. Seine weiße, schafwollene Mütze hat er keck genug auf's Haupt gedrückt, und seinen Hals und seine Brust läßt er sich nicht eben sehr einengen. Eine blaue Jacke bedeckt seinen Oberkörper, die weite Fustanella reicht bis zu den Knieen, die Beine stecken in gelben Schnürstiefeln wie in einem Panzer. Mit der Rechten stützt er sich auf seine Armauka, auf seine unzertrennliche, mit dreißig Ringen beschlagene, lange Flinten. Von der Hüfte herab, um die ein rothseidenes Tuch geschlungen ist, hängt der Handschar, das große Messer, das wohl für Manchen schon verhängnisvoll geworden. Unser Griechen ist, wenn man will, ganz ähnlich gekleidet, und doch nimmt sich Alles ganz anders aus. Er trägt den rothen Fez mit blauer Quaste. Sein Hals ist auch frei, aber ein feines Hemd mit großem, künstlichem Kragen gereicht ihm zur besondern Zierde. Die seidene Weste macht sich auch nicht schlecht, und die reichgestickte Jacke mit den offenen Aer-

meln und silbernen Knöpfen steht wunderschön. Ebenso ist seine *Gustanella*, sein weites, weißes, faltenreiches Unterkleid, viel eleganter, und so geht es hinab bis zu den Schnallen der Gütern und Schuhe. An seinem breiten Ledergurt endlich trägt er eine ganze Kuriositäten-Sammlung: Tabaksbeutel, Nasstuch, Geldsack, Tintenzeug und Waffen aller Art. Dort, beim Albanesen, ist die Kleidung eher vernachlässigt, hier, beim Griechen, fast mit weibischer Sorgfalt herausgeputzt. Dort haben wir offenbar das Ursprüngliche, Angeerbte, hier eine, wenn nicht gerade theatralisirte, doch idealisirte Nachahmung. Der Albanese verwendet auf seine Kleidung nicht viel Geld, der Griechen oft sein ganzes Vermögen. — Schau mir auch dort jenes 18jährige Mädchen an, eine wahrhaftige Priesterin der Demeter! In weißem, wöllem Gewande, das am Hals, an den Ärmeln und unten mit schwarzer Seide verbrämt ist und um die Hüfte mit einem Gürtel, auf der Brust mit Silberplatten zusammengehalten wird, schreitet sie gar feierlich einher. Ihr Fes ist mit Geldstücken überschuppt und vom Haare herab fällt rückwärts ein kleiner, weißer Schleier. Wüßte man nicht, daß Eleusis von Albanesen, die aus türkischem Gebiet eingewandert sind, bewohnt wird, so könnte man leicht versucht sein, gewisse Traditionen aus dem Alterthum anzunehmen.

Wir steigen ein. Da naht sich unter tiefer Verbeugung unser Griechen und bittet den General, er möchte ihn doch höheren Ortes zu einer Telegraphistenstelle empfehlen. Listiger Griechen, du hast deine Rolle gut gespielt. Keinen Augenblick hast du dein Interesse außer Acht gelassen, aber ebenso wenig den Anstand und die Liebenswürdigkeit.

Es mochte etwas nach drei Uhr sein, als wir abfuhren. Das Gespräch stockte. Jeder gedachte vergangener Zeiten. Wie öde war es auf der Straße, auf der ehedem die zahllosen Festpilger einherzogen; wie todtenstill auf der blauen Meereshucht, allwo einst die mächtigsten Flotten der Welt in Kampf auf Leben und Tod entbrannt waren! Es war ein feierliches, vielsagendes Schweigen, das tief zu Herzen ging.

Nachdem wir das Kloster Daphni wieder hinter uns hatten, fragte ich den General, ob wir nicht vielleicht noch einen Abstecher nach der Akademie des Platon und nach dem Hügel Kolonos machen könnten. Der alte Militär lächelte über mein Verlangen und machte sich nicht wenig lustig über unsere Alterthumsschwärmerei. „Nun ja, wenn Sie ein Paar Delbäume sehen wollen, wie Sie sie zu Tausenden schon viel schöner gesehen, und eine kleine Bodenerhebung, über welche man bei uns daheim in der Schweiz spotten würde, dann laßt uns gehen,“ meinte der General. Statt gradaus zu fahren, schwenkten wir links ab und langten bald bei einer Gärtnerwohnung an, die von Oliven-, Feigen-, Mandel- und vielen andern der kostlichsten Fruchtbäume allerliebst umschlossen war. „Da haben Sie also Ihre Akademie!“ sprach neckisch der General, und als er gar in der Mauer des Hauses gewisse Skulpturüberreste entdeckte, welche allerdings den Spott, ich möchte sagen die Entrüstung herausfordern, da hatte er erst gewonnen Spiel. Und doch, wenn ich in diese Schattengänge hineinblicke, wie gar sonderbar wird mir zu Muth.

An diesem Ort, der nach einem atheniensischen Heros, Akademos, seinen Namen trug und von Hipparchos zu einem der Athene geweihten Gymnasium eingerichtet

worden war, — den Simon durch Wasserwerke, Anlagen, Altäre und Heilighümer bedeutend verschönerte — hier in diesem stillen, etwa eine gute Viertelstunde nordwestlich von der Stadt gelegenen Gehöste — da war es, wo fern von dem Geräusch der Menge, im Dunkel weitästiger Platanen Platon seine tiefen, heiligen Gedanken einem auserwählten Jüngerkreise erschloß; wo er dem Grund aller Dinge nachforschte, zur rechten Selbst-, Welt- und Gotteserkenntniß anleitete und zu allem Guten, Wahren und Schönen ermunterte; wo er seine Grundsätze zu bleibender Staatswohlfahrt entwickelte, fein und fest für das unsterbliche Sein der Seele in den Riß stand und seinem unvergeßlichen Lehrer die herrlichste Märtyrerkrone aufsetzte. Wir kennen nun freilich Platon nur aus seinen Schriften und haben von dem heiligen Fluß seiner Rede gar keine Ahnung. Aber nimm nur einmal seinen Phädon zur Hand. Welche Einfachheit und Erhabenheit, welcher Ernst, welche Tiefe, welche Reinheit und Wärme, welche religiöse Weihe, die über Alles ausgespülten ist! Du findest da eine Sprache, die dich nicht wenig an die des vierten Evangeliums erinnert, wie denn Platon auch in Wahrheit eine ächte Iohannesseele in sich trug. Nennt man Jesaias den Evangelisten des Alten Bundes, so dürfte man Platon wohl den Evangelisten aus den Heiden heißen. Jedenfalls ertönte aus ihm die Stimme eines Predigers in der Wüste, die dem Herrn den Weg bereitete. Es ist wunderbar zu sehen, wie dieser Heide bis an die Schwelle des christlichen Heilighums hinantritt, und es ist dies nicht anders zu erklären, als daß Gott der Herr auch einen Platon zu seinem Dienste berufen und ihn zu einem Werkzeug seiner vorbereitenden Gnade benutzt habe.

Freilich gesunden hatte selbst Platon hienieden die volle Wahrheit noch nicht, aber er war ein eifriger Vetter, ein ernster Sucher, ein anhaltender Anklopfer, und deshalb wird Derjenige, der die ewige Wahrheit selbst ist, auch an einem Platon seine Verheißung wahr machen: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgethan.“ In diesem Sinne und unter dieser Voraussetzung hat bekanntlich schon Zwingli kein Bedenken getragen, den Platon der Schaar der Seligen beizuzählen.

Platon war schon äußerlich eine imposante Erscheinung, wie er denn auch seinen Namen — er hieß ursprünglich Aristokles — seiner schönen, breiten Stirne zu verdanken hatte. Bereits bei seinem Leben erscholl sein Ruhm in alle Welt, und viele Staaten wünschten ihn zu ihrem Gesetzgeber zu haben. Sein Ende war äußerst sanft und lieblich. Mitten im Schreiben beschäftigt, nach Andern gar am Hochzeitsmahl eines Freundes, verfiel der nie vermählte, zweiundachtzigjährige Greis in einen tiefen Schlummer, aus dem er erst in der besseren Welt wieder erwachen sollte (348 v. Chr.). Seine Leiche wurde unweit der Akademie, wie Einige sagen auf dem Kerameikos, beigesetzt.

So hatten wir denn hier, wenn man will, allerdings nichts Weiteres gesehen, als einen gut gepflegten Baumgarten. Und doch welche erhebenden Erinnerungen knüpfen sich an diesen Boden, an diese Bäume! War es uns ja, als müßte der große Denker uns bei einer Windung des Weges begegnen, als hörten wir ihn erzählen von Sokrates, von dem sein Herz so ganz und gar erfüllt gewesen, oder wie er dem Urgrund aller Dinge nachging, und in bildlichen Reden kostliche Wahrheiten

zur Anschauung brachte, wie z. B. wenn er unfähige Regenten geißelt: „Denke dir einen Schiffsherrn, an Größe und Stärke allen im Schiffe überlegen, aber schwerhörig und auch schwach von Gesicht, und was Kenntniß der Schiffsfahrt betrifft, gleichfalls; das Schiffsvolk aber in Streit mit einander wegen des Steuerns, indem jeder Steuermann sein will, ohne jemals die Kunst gelernt zu haben, oder nachweisen zu können, wer sie ihn gelehrt oder wann er sie gelernt habe, zudem auch behauptend, daß sie sich gar nicht lernen lasse, und bereit, Jeden tötzuschlagen, der sagt, sie lasse sich lehren; sie selbst aber immer ihn, den Schiffsherrn, umlagernd, bitten und thun alles Mögliche, daß er ihnen das Steuerruder übergebe, und manchmal, wann er ihnen nicht folgen will, sondern lieber Andern, tödten sie die Andern oder werfen sie aus dem Schiffe, machen den ehrlichen Schiffsherrn durch ein Alrauntränkchen oder einen Rausch oder sonst etwas fest, und regieren das Schiff, bedienen sich dessen, was drin ist, zechen und schmausen und schiffen so, wie sich von Solchen denken läßt; loben zudem und nennen kundig der Schiffsfahrt und einen guten Seemann und guten Steuermann den, der tüchtig mitwirken kann, daß sie zur Regierung kommen durch Ueberredung oder Mächtigung des Schiffsherrn, und wer das nicht kann, den tadeln sie als unbrauchbar &c.“ (Der Staat VI).

Ja wohl wahr gesprochen, edler Platon! Für Griechenland wahr, das alte wie das junge, und auch für uns wahr, sehr wahr und, fürchte ich, wahr auch für die späteren Geschlechter. Dein Bild ist nur zu getreu aus dem Leben gegriffen, und an sprechenden Nachbildern wird es leider nie fehlen. — Dieser Augenblick in Platons Garten ward mir wichtiger als ganze Bände

von Kommentaren über seine Werke. Platons Geist trat vor meine Seele. Platon wurde mein Bekannter, mein Freund, und seine Schriften gestalteten sich mir gleichsam zu theuren Vermächtnissen.

Kaum hatten wir diese Weihestätte der edelsten Philosophie des Alterthums verlassen und, der Stadt uns nähernd, den Schatten der Bäume mit der offenen Landschaft vertauscht, so ward schon wieder eines der ergreifendsten Bilder einer wundersamen Vergangenheit in uns wach gerufen. Die zwei Hügel, die vor uns sich in einer Höhe von kaum mehr als 100 Fuß erhoben, hatten, äußerlich betrachtet, zwar wenig Anziehendes. Es waren, wie der General richtig bemerkte, höchst unbedeutende Bodenerhebungen von gar monotoner Formation, und obendrein nur spärlich bewachsen. Den hinteren, nördlicheren überragt die Kapelle des heiligen Aemilian; auf dem näheren, den wir ersteigen, sind zwei einfache, neuere Denkmäler aus pentelischem Marmor, die aber, wie die herumliegenden Bruchstücke deutlich beweisen, schon öfters der gemeinsten Röhigkeit als Ziellscheibe dienen mußten. Der eine dieser Denksteine ist gewidmet dem Andenken Ottfried Müllers, jenes gelehrtesten und sinnigsten Alterthumsforschers in Griechenland, dessen Name mit der griechischen Geschichte, Kunst und Literatur von nun an unzertrennlich verbunden sein wird, und der im kräftigsten Mannesalter (geb. in Schlesien 1797, gest. zu Athen 1840) seinen aufreibenden Studien erlag. Das andere Grabmal ward dem tüchtigen Archäologen und begeisterten Philhellenen Lenormant dem Altertum errichtet. Aber warum wurden diese Kenner und Freunde Griechenlands gerade hier beigesetzt? Wohl schon deshalb, weil man von diesem weither sichtbaren Punkt, von

dieser Warte in Attika, die ganze Gegend schöner als irgendwo überblicken kann. Zur Rechten der Barnes und der Megaleos, zur Linken der Hymettos und Lykavittos. In der Tiefe die attische Ebene mit ihrem Kephissos, mit ihrem Olivenhain, ihren Weinbergen und Getreidefeldern, wie mit ihren Heidestrecken, vor Allem mit ihrem Athen, ihrer Akropolis, ihrem Parthenon und Erechtheion. Und im Hintergrunde das blaue Meer, aus dem Salamis und Aegina ihr zartes Haupt erheben. Noch mehr aber mochte es deshalb geschehen sein, weil diese Dertlichkeit selbst einst Zeuge der denkwürdigsten, erschütterndsten und erfreulichsten Ereignisse gewesen. Denn da lag ehedem jenes jedem griechischen Jünglinge wohlbekannte Kolonos, allwo Oedipus, der in Folge eines dunkeln, grausigen Geschickes, ohne es zu ahnen, Vatermörder und Ehemann seiner eigenen Mutter geworden, und der seine Schuld auch dadurch noch nicht hatte führen können, daß er freiwillig des Augenlichtes sich beraubte — endlich im Haine der Eumeniden die heißersehnte Ruhe gefunden; jenes Kolonos, das den vollendetsten Tragiker des Alterthums, das Vorbild, welchem alle die großen Dichter späterer Zeiten nachgestrebt haben, den Sophokles hervorgebracht. Und gerade durch seinen „Oedipus auf Kolonos“, in welchem er den bereits reichen und gewaltigen Stoff der Sage durch seinen Genius zu einer unübertrefflichen Kunstschöpfung zu gestalten gewußt, hat Sophokles ein seinen Geburtsort wie sich selbst gleich ehrendes Denkmal gestiftet. Als nämlich der in seinen Jahren schon weit vorgerückte Sophokles von seinem undankbaren Sohne Tophon der Verschwendung und des Widersinnes angeklagt worden war, da nahm der edle Greis noch einmal „all seine

Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz" und legte in diesem „lieblich süßen Gedicht," wie die Alten es nannten, oder, wie der hier ruhende Ottfried Müller sich einst geäußert, in diesem Gedicht „von wunderbar weichen und lieblichen Gefühlen durchathmet und tief eingetaucht in eine aus Wehmuth über das Glend des menschlichen Daseins und aus tröstlichen, erhebenden Hoffnungen gemischte Stimmung," — seine beredteste Vertheidigung ab.

Möge hier auch jenes herrlichen Chorliedes aus dem Oedipus gedacht werden, das sich in dem Preise über Kolonos ergehet und auch jetzt noch nicht aller Wahrheit verlustig gegangen ist:

Im roßprangenden Land, o Gastfreund, nun gingest du ein zum edlen Ruhſiz,

Dem lichthellen Kolonos;

Wo die melodische Nachtigall

Gern einkehrt und weit hinausflagt in blühende Thale,

Tief aus grünender Nacht des Epheus, und göttergeweihtem
Wuchs,

Tausendbefruchtetem, welchen die Sonne nicht

Und keines Wintersturmes

Anhauch trifft; wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos
stets hereinzieht

In dem Geleite der Götterammen u. s. w.

Eine ordentliche Weile saßen wir da auf den Stufen von Ottfried Müllers Denkmal, theils an dem großartigen Bilde uns labend, das erwärmt durch die feurigen Strahlen der Abendsonne vor uns sich entfaltete, theils durch unser Gedankenspiel übergeleitet von Sophokles zu Oedipus und zu noch manch anderem frommen Dulder, der auch erst nach viel Trübsal zum Frieden gekommen ist. Nachdem wir noch auf diesem Hügel, der uns denn doch etwas mehr bot, als jeder beliebige Erdhause,

einige jener purpurgestreiften Asphodelosblumen gepflückt, die nach Homer eigentlich im Hades ihren Standort haben und mit welchen schon die alten Griechen ihre Todten schmückten, die aber jetzt um Müller's und Le normant's Gräber so freundlich sich winden — traten wir eiligst unsere Rückfahrt an.

Wo der Weg sich durchzog, weiß ich wirklich nicht mehr genau anzugeben, nur das weiß ich, daß wir eine Zeit lang an so reizenden, üppigen Gärten voll der herrlichsten Büsche und Bäume vorbeifuhren, daß ich im Wagen nicht mehr sitzen möchte, sondern mich aufrichtete, um ja von der oft hinter Mauern verborgenen Pracht nichts mir entgehen zu lassen. Das Herz lachte mir ganz auf ob dieser Fülle, und ich konnte mir's an dieser Stelle wenigstens so recht vorstellen, wie es einst um Athen herum ausgesehen haben müsse.

Es mochte ungefähr 6 Uhr sein, als wir vor unserm Hotel anlangten. Die ersten Gänge des Diners waren bereits vorüber, doch ließ uns der Wirth nichts entgelten, um so weniger, da der General sich freundlichst als unser Ehrengast eingestellt hatte. Es war nun freilich unter diesen steisen Engländern und stolzen Russen nicht so idyllisch, wie in der Schenke zu Eleusis, dennoch blieben wir für die Wohlthaten der europäischen Küche nicht unempfindlich, und als gar Freund H. zu Ehren unseres verdienten Landsmannes den Champagner knallen ließ, da mochten wir den Rezinato doppelt leicht verschmerzen. Drauf ergriff man Stock und Hut, zündete eine feine Cigarre an und machte sich ein wenig auf den Weg nach Patissia, der um die Abendzeit von der schönen Welt Athens besonders besucht wird. Rechts an der Straße betrachteten wir uns die Grundmauern eines großartigen

Gebäudes. Es ist dieß das fürstliche Geschenk, das eine reiche griechische Wittwe der Stadt zum Zwecke eines Polytechnikums gemacht hat. Ehre solcher Liebe zum Vaterland! Von dem Aufschwung der jungen Stadt zeugt auch der Umstand, daß dieser Bauplatz um 30,000 Drachmen erstanden werden mußte; gerade der halbe Flächeninhalt eines Grundstückes, das vor dreißig Jahren um 13,000 Drachmen angekauft wurde. Nachdem wir genug auf- und abspaziert waren, suchten wir uns vor einem jener eleganten Kaffeehäuser, an denen die fashionable und nicht fashionable Welt vorbei zu defiliren pflegt, ein behagliches Plätzchen. „Schaut mir einmal diese zwei Prachtkerls,“ flüsterte der General, „da habt ihr ein Muster ächter Pallikaren!“ Der Eine stand im Anfang der Sechzig, der Andere möchte kaum dreißig Jahre zählen. Ihre Kleidung war äußerst reich und kostbar, ihr Antlitz kühn und trozig. Allein das Schönste und kostlichste an ihnen war ihre stolze Haltung, ihr königlicher Gang. So leicht und doch so gemessen, so würdevoll und doch so ganz natürlich sah ich noch keine Sterblichen einherschreiten. Wahrlich, sie hätten sich getrost neben Achill oder Agamemnon stellen dürfen; ja es war so etwas an ihrer Erscheinung, daß mich an den Apoll vom Belvedere erinnerte. Diese Leute haben in ihrem Aufreten sich die paradiesische Herrscher-Herrlichkeit noch bewahrt; sie sind sich des Vorzuges, den Gott dem Menschen schon im Neueren zuerkannt hat, wohlbewußt und wissen ihn trefflich zu verwerthen. Wie ein gutmütiger Ackergaul zu einem muthigen arabischen Racen-Pferde, so erscheinen wir hinlängige, bequeme Abendländer zu diesen majestätischen Gestalten. Freilich, das gleiche Lob dürfte ich den vielen lustwandelnden Athenienseern

und Athenienserinnen vor uns nicht allen spenden. Fast sollte man glauben, es verhalte sich mit der Ablegung der nationalen Tracht, wie mit Simsons Haarwuchs; wo man sich nicht eilig genug in Frack und Hosen stecken kann und zu Gunsten einer marternden Angströhre den kleidsamen und praktischen Fez verachtet, da ist es auch mit dem nationalen Selbstgefühl, mit der nationalen Kraft und Macht dahin, da siegt der Philister, da schrumpft die Heroengestalt des Griechen zum Berliner-Eckensteher, oder zum faden Pariser-Bummel zusammen. Noch gieriger in der Nachlässigung der Frankentracht als die Männer zeigen sich die Frauen, namentlich der höheren Stände; und da man eben uratheniensisch nur auf etwas Neues erpicht ist und abendländischen Damen Alles bis auf's Häärlein abguckt, so kommt es denn auch oft drollig genug heraus. Eine Ausländerin wird zu den Abendzusammenkünften gebeten, die der König während seines Landaufenthaltes im Freien zu geben pflegte. Dem Toilettemachen nicht viel nachfragend und absichtlich darauf nicht eingerichtet, nimmt sie eiligst aus einem Schrank einen weißen Schwal mit Spiken. Die Spiken wollen sich nicht lösen, rasch wirft man den Schwal in die Quere um. Eine weißseidene Capote muß den Dienst eines Struhhutes versehen. So erscheint man in der Gesellschaft — und — das nächste Mal trägt jede der Griechinnen ihren Schwal in die Quere und schwitzt gemüthlich in einer seidenen Capotte. Das sind Kleinigkeiten, wenn man will. Aber aus solchen Kleinigkeiten gerade lernt sich der Charakter eines Volkes weitaus am besten kennen.

Die Nacht bricht herein. Die Gaslichter flimmern, die Sterne funkeln. Von einem Garten, zu dem das

Volk sich hindrängt, tönt schrille Musik zu uns herüber. Raketen schwirren in die Höhe, ein Luftballon wird aufgelassen, und sein führner Flug von der Zuschauermenge gespannt verfolgt und laut bewundert. Der General reicht uns die Hand und zieht sich zurück. Uns aber wird's bei der herrlichen Abendkühle erst recht wohl. Zwei Herren gesellen sich an unser Tischchen. Ein Capitano mit schwerer, goldener Spaullette, ein gebildeter und feiner Mann, der uns in geläufigem Französisch nicht nur über das griechische Wehrwesen mit seiner sonderbaren Armee von nur 9000 Soldaten zu über 1000 Offizieren und 70 Generälen unterhielt, sondern auch über neugriechische Sprache, Kunst und Literatur manch' Interessantes uns zu erzählen wußte. Sein Nachbar, ein Civilist, war trotzdem, daß er die schwarzen Kugeln seines Rosenfranzes selbst in der lebhaftesten Konversation beständig hin- und herschob, ein schlauer Fuchs, der wohl dem verschwundenen Königspaar manch tiefen Bückling gemacht und sicherlich auch dem neuen Herrscher schon sein begeistertes „Ephcháristo,“ sein „Heil dir“ dargebracht hatte, aber nichts destoweniger über den Knaben auf dem Thron sich ziemlich lustig machte, vorzüglich aber das frühere Regentenhaus, bei dem er vielleicht seine Rechnung nicht nach Wunsch gemacht hatte, dem Gespölte preisgab. Den Otto schilderte er als einen honneten, kavalieren Monarchen, der sich aber eher zum Vorsteher eines Kunstmuseums oder eines philologischen Seminars, als zu einem Landesoberhaupt geeignet hätte. Straßen habe er keine gebaut, wohl aber auf der Akropolis Manches hübsch herrichten lassen. Um Gesetze habe er sich wenig bekümmert, aber wenn ein Minister ihm eine Vorlage gebracht, habe er, der reinste Schreiber und Sprecher

des Neugriechischen, es selten unterlassen, diesem oder jenem Paragraphen eine attischere Wendung zu geben. Entschlossener und zum Herrschen tüchtiger sei die Königin gewesen. Aber mit ihrer maßlosen Empfindlichkeit, in Folge deren sie Jeden, der nicht ganz nach ihrer Pfeife tanzen wollte, wirklich bis in's Kleinliche hinein fränken konnte, habe sie Alles verdorben und durch die Ueberschätzung ihrer Kräfte und Verhältnisse gar oft sich lächerlich gemacht. So soll sie während des Krimmkrieges zu einem Künstler mit nicht geringer Selbstzuversicht gesprochen haben: „Nun, in zwei Jahren werden wir in Konstantinopel sein!“

Gerne hätten wir noch länger den Erzählungen unserer Tischgenossen gelauscht. Allein ein tüchtiger Arbeitstag stand uns noch bevor. Wir steuerten daher unserem Quartiere zu, und zwar denke ich, nicht nur unsere Stimmung, sondern auch unser Gang, unsere ganze Haltung werde, ob der reichen Tageserlebnisse, eine gehobenere, der Klassizität verwandtere gewesen sein. Bald lag ich in den süßesten Träumen. Doch nicht düstere Gräberreihen, keine Klostermauern, kein Schlachtgewühl, keine Prozessionen, Tempelsäulen, kein Plato und auch kein Sophokles, überhaupt nichts aus dem alten oder neuen Griechenland, sondern freundliche Bilder aus der lieben Heimath traten vor meine Seele und erquickten sie, bis Eos dem glücklichen Schläfer ihren Morgengruß brachte.
